

Wider Pistenglamour und Heimatstilware
Die Frage aller Fragen auf schweizerisch: Was ist Kultur?
Frankfurter Allgemeine, 02.04.1992
Von Peter Hahn

Ausgerechnet zum 700. Geburtstag der Eidgenossenschaft kam ein Blitz aus heiterem Himmel. Der Schweizer Max Frisch zog Bilanz: Die Schweiz sei „ein verluderter Staat“. Das Donnerwetter war gewaltig und wurde jäh erstickt. Der letzte „große Schweizer“ starb noch vor den Feierlichkeiten.

Spätestens seit jenen Tagen ist die Schweiz anders. Plötzlich ist so mancher für die EG, „damit wir den Anschluß nicht verpassen“; kurzfristig wird den jugoslawischen Fremdenverkehrsarbeitern die Neun-Monate-Aufenthaltsgenehmigung verlängert, und langsam sickert auch die These von Adolf Muschg bis ins ferne Wallis durch, daß „sich die Schweiz nicht mehr vieler weltmeisterlicher Beiträge zum Kulturleben rühmen kann“.

Die Schweiz ist sicherlich nicht „das Land der Kuckucksuhren“, aber diese sind, wie Lederhosen, Spitzhüte, Gamsbärte und Jodeln, gern gesehene „Importe aus dem Ausland“, die der Fremdenverkehr als „Heimatstilware“ nicht nur Amerikanern und Japanern, sondern „auch Schweizern als made in Switzerland verkaufen kann“. Für die bedrängte Zukunft wird nun ein Schweizer Kulturabend vorbereitet, der sich „Schweiz Plus“ nennt, auf Tournee geht und „eben nicht das Normale“, sondern „neue Reize der Schweiz“ präsentieren will. „Kühe und Alphorn“ bleiben diesmal dort, wo sie hingehören, weil sie jetzt keine Kultur mehr sind. Man „darf“ dabeisein und viele bekannte und unbekannte Schweizer begrüßen, zu denen vielleicht auch der kalauernde Herr Emil mit seiner Kultur gehört.

Vom „Umdenken“ reden die einen. Andere sprechen von einer Kursänderung. Im 19. Jahrhundert hatte der Fremdenverkehr hier seine Wurzeln. Heute nennt man das Ganze Tourismus und den dazugehörigen Betriebszweig Tourismusindustrie. Die Bauern von gestern sind die Tourismusmanager von heute. Noch immer bestellen sie ihr Land mit dem kurzen Blick von Saison zu Saison.

Nun soll es besser werden. Jetzt droht Europa und möglicherweise die Ferienkonkurrenz aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien. Jetzt wird nicht mehr von Jahr zu Jahr gedacht, sondern auf Perspektive gemacht. Die mit Subventionskürzungen bedrohte „Schweizerische Tourismuszentrale“ stellt schnell einen Mehrjahresplan vor und plädiert für ein weitgestecktes Thema: „Kultur und Kulturen im Herzen Europas. Die Schweiz.“

Das Ganze kommt so plötzlich, daß die Damen und Herren des zentralen Fremdenverkehrs so gar keine rechte Antwort auf die berechtigten Fragen haben. Die Manager in den Tourismusregionen werden inzwischen in den einschlägigen Fachschulen vorstellig und fordern von den überforderten Studenten eiligst regional ausgerichtete Vorschläge zur „Kultur“. Die Frage aller Fragen aber, was ist Kultur, oder gar, was sind Kulturen im Herzen Europas, wird weder gestellt noch beantwortet. Die Kultur wird bei den Schweizern zum Produkt des Tourismus, wo doch eigentlich der Tourismus ein Produkt der Kultur ist. „Eine Kultur“ aber, so Antoine de Saint-Exupéry, „beruht nicht auf dem Gebrauch der erschaffenen Dinge, sondern auf der Glut, die sie hervorbringt“.

Im 19. Jahrhundert fuhr man im Sommer in die Berge. Den Winter verbrachte man am Meer und an den Seen. Zu jeder Jahreszeit aber galt der alte Spruch: „Nur aufs Ziel zu sehn verdirbt die Lust am Reisen“. In der Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich das restlos ins Gegenteil verkehrt. Man setzte alles auf eine Karte und vor allem auf den Winter. Den Bergsommer überließ man wandernden Alten und glücklichen Familien. Jetzt, an der Schwelle zum neuen Jahrtausend, geht das alles nicht mehr. Auch bei den Schweizerischen Tourismusmanagern hat es sich inzwischen herumgesprochen, daß es unter den Reisenden sommers wie winters so manchen gibt, der nicht nur Skifahren und Ferien-Sonnen-Stuben-Gemütlichkeit will, sondern zwischendurch, wie in Deutschland, Italien, Österreich, Frankreich, auch einmal tatsächlich Ruhe genießen, hier und dort etwas „besichtigen“ und ab und an ein Stück wirklicher Kultur erleben will.

Was in Zürich „geplant“ und in den weltweiten Schweizer Verkehrsbüros demnächst „verkauft“ wird (in den Ferienregionen aber erst noch durchgesetzt werden muß), ist eigentlich längst zu haben. Weil man aber selbst „mit der Kultur nichts am Hut hat“, konnte man nicht darauf kommen, daß es neben Ski und Rodel, Wandern und Angeln, Alphorn und Kuhkampf auch noch etwas „anderes“ gibt, eine andere Kultur, die auch zur eidgenössischen Geschichte gehört.

Wer die Lötschberg-Bahn von Bern über Thun, Spiez und Kandersteg benutzt, wo man das Auto im halbstündigen Rhythmus auch auf den Zug verladen kann, den erwartet nach dem Berner Oberland und fünfzehn Minuten Lötschbergtunnel kurz nach Goppenstein die schöne, sonnige Walliser Welt. Hier, wie anderswo sicher auch, hat man vergessen, daß es „zwei Arten von Vergnügungsreisenden“ gibt: „Die einen erleben die Reise, die anderen wollen auf ihr etwas erleben.“ So ist das eben mit dem

Tourismus und der Kultur: Während manches immer wieder ins rechte Licht gesetzt wird, bleibt anderes immer im dunkeln.

Da übertreffen sich die farbigen Hochglanzprospekte der Skigebiete von Anzère, Nendaz und Thyon 2000, während unten im Rhônétal der Doppelhügel von Torbillion und Valeria, das Wahrzeichen der Kantonshauptstadt Sion mit der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Anlage - Festung, Schloß und Kirche in einem - und der ältesten beispielbaren Orgel der Welt aus dem späten 14. Jahrhundert, an den Rand gedrängt werden.

Während oben im Alt-Manhattan von Crans-Montana auf die Mischung von Sport und Entertainment, von Glimmer und Glamour, von Geld und Gier gesetzt wird, Skizirkus im Winter, Golfrummel im Sommer, träumt unten im Tal die hügelige Arena von Sierre und Salquenen vor sich hin, wo mitten in den besten Weinbergslagen das „Château Muzot“ herauschaut, „das typische Manoir des Wallis, mehr Haus als Schloßchen oder mehr Turm als Haus“. In ihm hat Rainer Maria Rilke zwischen 1921 und 1926 neben den „Sonetten an Orpheus“ auch die „Duineser Elegien“ vollendet und ganz nebenbei in den „Briefen an Gräfin Sizzo“ die schönsten Worte über das Wallis verloren, mit denen die Walliser so gar nichts anfangen wollen.

Nach Raron, wo unterhalb der Eisenbahnlinie die Pfarrkirche St. Romanus auf dem Burghügel thront, wo Rilke „zum ersten Mal Licht und Luft des Wallis“ gespürt hat und mit dem Grab an der Kirchenmauer, „Rose, o reiner Widerspruch, Lust, niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern“, seinen letzten Wunsch erfüllt bekam, kommen sich die schnellen Züge der blau-weißen Lötschbergbahn am Berghang und die dunkelgrünen Wagen der Lausanne-Simplon-Strecke im Rhônétal immer näher. Im Ein-Stunden-Rhythmus fährt man hier aufeinander zu, um sich im Walliser „Zentrum“ zu treffen. Was hier „Zentrum“ und was hier „Mittelpunkt“ ist, kann der Fremde nur schwer ausmachen. Die alten Gemeinden von Visp, Laiden, Brigerbad, Gamsen, Glis, Naters und Brig sind längst nah aneinandergerückt. Jedenfalls hält sich hier seit ewigen Zeiten die unumstößliche These: „Brig ist das Zentrum, und Visp ist der Mittelpunkt“.

Wer im Winter und, was die Deutschen betrifft, bis nach Ostern in die Täler von Zermatt oder Saas Fee will, wer auf den sonnigen Hochterrassen von Riederalp, Bettmeralp und Eggishorn Abfahrten aus 2870 Metern Höhe mit dem Aletsch-Verbund-Skipaß erleben will, wer am Simplon, am Rothwald oder auf der nahen und „nur“ 2000 Meter hoch gelegenen Belalp Ski mit Familie haben will, für den sind Brig und Visp ohnehin die wichtigste Orientierung.

Ober diese Gegend „rühren alle Wege nach Rom“. Hier wurde Seide auf dem Weg von Venedig nach Lyon umgeschlagen, auch Terpentinöl, Zunder, Bleiglanz, Malvasier, hier bewegten sich die Walser; hier hatte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts Napoleon entschlossen, „das Wallis in Besitz zu nehmen“, weil „diese jämmerliche Bevölkerung nämlich die Simplonstrasse nahezu unbenützbarmacht“; hier treffen die historischen Paßwege aufeinander: Simplon, Lötschen, Gemmi, Grimsel, Furka, Nufenen, Albrun, Antrona, Moro, Theodul.

Brig wurde 1215 erstmals urkundlich erwähnt, aber die Glanzzeit erlebte der Ort erst im 17. Jahrhundert mit einem Mann, „der seiner Zeit voraus war“: Kaspar Jodok von Stockalper. Da nannte man den Flecken „Briga diess“, reiches Brig, da wurde durch fremde Kriegsdienste Geld gemacht, „Söldnertruppen wurden für die Monarchen seiner Zeit, einschließlich des Papstes“, ausgehoben, da bastelte der kluge Kaufmann Stockalper an seiner politischen Karriere bis zum Landeshauptmann. Die Simplonstrasse wurde ausgebaut, das Geschäft mit dem Salz blühte, für das Stockalper das Monopol besaß.

Geblichen ist vor allem der wuchtigste Herrnsitz der Schweiz, die „Krone“ von Brig, das Stockalper-Schloß. Der Bau an der Alten Simplonstrasse, eine Mischung aus herbem Norden und charmantem Süden, mit den nach den Drei Königen nannten Türmen - goldene Zwiebeln auf den Zeltdachstümpfen - prägt das Briger Stadtbild. Der Palast mit Wohntrakt, Treppenturm, Hof und Park wurde in Jahren 1658 bis 1678 erbaut. Die Überraschung der Anlage jedoch ist der Hof. Renaissance und Barock in einem, zwei- und dreigeschossige Loggien begrenzen weiten, 40 auf 32 Meter großen, überwältigenden Innenhof. Während man hier früher Waren lagerte, Saumtiere versorgte und Soldner drillte, wird hier heute vorwiegend mit Theater, Konzerten und kleinen Opern aufgewartet. Auch das hat Tradition: Hier spielten um 1673 die Schüler des Kollegiums das schwerwiegende Stück „Die keusche Vermählung des jünge Tobias mit Sara“.

In Brig ist immer etwas los. Da gibt es nächtens lustige „Empfänge“ in einer Altstadtwohnung, macht man „Shopping“ in der Bahnhofstrasse, da nimmt man schnell mal die Gondelbahn zum Skifahren am Rosswald oder auf der oberhalb von Naters liegenden Belalp. Ins Theater allerdings gehen manche neuerdings nach Visp. Sie setzen sich über die politische Konkurrenz hinweg, nehmen Konzerte von hier und Schauspiel von dort, vergessen „Zentrum“ und „Mittelpunkt“ und schaffen sich endlich, müde vom Tourismus und erst recht von der Politik, zwischen Brig und Visp eine kulturelle Metropole.

Visp, einst auch „Vespia nobilis“, das edle, vornehme Visp genannt, liegt für das „Illustrierte Reisehandbuch“ der Schweiz von 1934 „einen Kilometer oberhalb der Mündung der Vispe in die Rhône am linken Rhôneufer auf 654 Metern. Es ist eine Station der Simplonlinie Lausanne-Brig und der Brig-Zermatt-Bahn, ein Flecken mit alten wappengeschmückten Häusern, zerfallenen Burganlagen und hohen Türmen“. Die Visper waren einst entschlossene Leute, die mit List und Mut in einer eiskalten Dezembernacht ihre Belagerer vertrieben. Während die einen das Wasser der Quellen in Straßen und Wege der drei Ortsviertel „Gräfinbiel“, „St. Martins Quartier“ und „Im Hof“ leiteten und so eine spiegelglatte Eisfläche produzierten, steckten die anderen die Scheunen im savoyischen Lager in Brand. Das aufgeschreckte Heer suchte vergeblich Halt auf dem Visper Eis. Erbarmungslos wurden die Truppen von den Männern und Frauen niedergemäht, in den Fluß geworfen und so an einem einzigen Tag des Jahres 1388 Geschichte gemacht: Seither wird am letzten Mittwoch vor Weihnachten mit dem „Mannenmittwoch“ der Sieg von damals groß gefeiert.

Visp ist ein Ort zwischen gestern und heute. Hier bemüht man sich neuerdings um Kultur und um eine angemessene Verbindung zwischen Tradition und Moderne. In Visp wird die einzige Walliser Tageszeitung, der „Walliser Bote“, gedruckt, forsche Redakteure betreiben hier zwischen sechs Uhr morgens und zehn Uhr abends im schönsten Dialekt ihr privates „Radio Rottu“. Schon wird der alte Weg vom Kaufplatz zum Bahnhof in eine Fußgängerzone verwandelt und das ehemalige Kieswerk im Vispertal zum Künstlerhaus mit Atelierräumen umfunktioniert.

„La Poste“ nennt sich das neue Visper Kultur- und Kongreßzentrum, das der Tessiner Architekt Bruno Keller mitten in die alte Stadt gesetzt hat. Ein Mehrzweckhaus, das er „Containersystem“ nennt und dessen „Elemente durch Querbau und Eingangshalle miteinander verbunden und durch die Farbgebung, unterschiedliche Gebäudehöhen und Dachformen akzentuiert werden“. Der Bau greift die alte Schachtelung des Ortes auf und nutzt Materialien, die aus der Gegend stammen. Endlich gibt es im oberen Wallis einen Theatersaal, dessen Architektur die schöne Gratwanderung zwischen zwei Kulturen präsentiert: dem „deutschen“ Wallis und dem „italienischen“ Tessin. Das Haus zwingt den Besucher zur Konzentration auf das, was hier geschieht und noch geschehen soll, indem die Hülle zurücktritt und den Menschen vor und auf der Bühne Raum läßt.

Wer jetzt in Zermatt oder Saas Fee tagsüber über die Pisten feigt und noch nichts von der neuen Werbung über „Kultur und Kulturen im Herzen Europas“ gehört hat, kann sich dennoch schon jetzt am Abend im „La Poste“ vom Schnee und den „lieblichen Bergdörfern“ erholen und vielleicht die rührende Geschichte der „Geschwister Pfister“ erleben: „We are coming from Switzerland, where we have cheese“, singen sie in ihren „Melodien fürs Gemüt“.

Diese „Halb-Kultur“, inzwischen durch die triumphalen Auftritte in der Berliner Schaubühne zur Kultur geadelt, ist eine perfekte, perlende Show, bestes Tingeltangel, pointiert, ironisch, intelligent. Da plappert Lilo gekonnt ihre kunstvolle Mischung aus Switzerland-Deutsch und American-Englisch, da schmalzt und schnulzt der Fünfiger-Jahre-Verschnitt Willi charmant und penetrant in den Saal und „likes French songs, sweets and his mother“, da sorgt Toni Pfister, „his beat is precise as a Swatch“, immer für die gebotene Contenance zwischen Unten und Oben, und da ist vor und über allem die wundervolle Gratwanderung von Ursli, „a gorgeous boy“ und „small and gay and grand“. Spielend, sprechend, singend, tanzend erzählen sie ihre Story zwischen Wahrheit und Phantasie, von ihrer lieben schönen guten armen toten Mutter und von ihrem Geburtsort Zermatt, aus dem sie aus- und aufgebrochen sind, hinunter ins Tal, nach Visp und Brig und hinaus in die weite Welt.

Vielleicht liegt es doch an Goethe, daß die Schweizer so spät die Kultur für sich und den Tourismus entdecken. Der hatte auf seiner „Schweizer Reise“ am Abend des 10. November 1779 nur „ein ganz, artiges Wirtshaus“ in Brig im Sinn, bevor er am nächsten Morgen „das Wallis bis an sein oberes Ende“ erleben wollte und den mühsamen Weg über die Furka hinüber nach Realp nahm. Wenn er schon für „Vespia nobilis“ und „Briga dives“ keine Worte fand, das Stockalperschloß und die alten Quartiere von Visp einfach nicht zur Kenntnis nahm, wie sollen dann die heutigen Schweizer Reisemanager den Zusammenhang zwischen Tourismus und Kultur so schnell in den Griff bekommen?

„Die Schweiz“, notierte in seinen „Erinnerungen an mein Land vor 1991“ Adolph Muschg, „der hinter ihren Glaubenssätzen die Glaubwürdigkeit abhanden gekommen“ ist, glaubt nun an Kultur und Kulturen. Entscheidend aber bleibt „unsere Fähigkeit, für uns und andere wirklich da zu sein. Am Ende ist es nicht so wichtig, daß wir eine Kultur haben. Aber es hängt alles daran, ob wir eine Kultur sind.“